

Bernische Geschichtsliteratur

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde**

Band (Jahr): **58 (1996)**

Heft 4

PDF erstellt am: **24.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bernische Geschichtsliteratur

Besprechungen und Hinweise

Kanton Bern

Beat Junker schliesst seinen Überblick über die *Geschichte des Kantons Bern seit 1798* mit einem dritten Band ab, der die Zeit von 1881 bis 1995 abdeckt und den Untertitel *Tradition und Aufbruch* trägt.* Anlage und Aufbau entsprechen den beiden vorangegangenen Bänden I (Helvetik–Mediation–Restauration 1798–1830, Bern 1982) und II (Die Entstehung des demokratischen Volksstaates 1831–1880, Bern 1990). Im Geleitwort zu dem jetzt vorliegenden dritten Band schreibt die derzeit für die Kantonsgeschichte verantwortliche Arbeitsgruppe, im Jahre 1942 habe der Vorstand des Historischen Vereins im Hinblick auf dessen hundertjähriges Bestehen von 1946 den damaligen Präsidenten, Prof. Richard Feller, dafür gewinnen können, eine Geschichte Berns zu verfassen. Tatsächlich erschien damals der erste Band auch im Jubiläumsjahr. Allerdings hört Fellers vierbändige Darstellung mit den revolutionären Ereignissen des Monats März 1798 auf. Es war nun wiederum der Vorstand des Historischen Vereins des Kantons Bern, der Junkers Werk in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre in die Wege leitete. Diesmal gelang es, den dritten und letzten Band im Jubiläumsjahr des hundertfünfzigjährigen Bestehens des Historischen Vereins herauszubringen. Bei der Planung ging es im wesentlichen darum, dem in weiten Bevölkerungskreisen des Kantons vorhandenen Bedürfnis nach einer Gesamtschau über die historische Entwicklung des eigenen Staatswesens seit der Helvetik entgegenzukommen.

Wie schon in den beiden ersten Bänden, hält sich der Verfasser konsequent an das ursprüngliche Konzept, eine bis in die Gegenwart reichende «lesbare Darstellung der politischen Geschichte des Kantons Bern» vorzulegen, wie das schon 1942 die Zielsetzung des Vereinsvorstands gewesen war. Der dritte Band ist chronologisch in vier Abschnitte eingeteilt. In einem ersten Abschnitt weist der Verfasser anhand von Angaben zur Ausgangskonstellation der politischen Parteien, von Bevölkerung, Wirtschaft, Kirchen und Schule auf einen zaghaften Wandel im ausgehenden 19. Jahrhundert hin. Bewahrende und erneuernde Kräfte zeigten sich mit Ulrich Dürrenmatt und der Gründung der Volkspartei, bei Auseinandersetzungen um politische und bauliche Änderungen in der Stadt Bern, insbesondere beim Kampf um den Christoffelturm im Sog der Stadterweiterung, oder bei der Diskussion um die Kantonsverfassung und den Anfängen der Arbeiterbewegung im Kanton bis zum Käfigturmkravall von 1893. Bei den kulturellen Entwicklungen wird auf den verlorenen Kampf um das Landesmuseum, auf das Jubiläumsjahr 1891, auf den Kampf um die höhere Bildung und auf die Rolle Berns beim Aufbau erster internationaler Organisationen besonderes Gewicht gelegt.

Der zweite Abschnitt umfasst eine Zeit des Aufbruchs von der Jahrhundertwende bis zum Ersten Weltkrieg. Ein eigenes Kapitel wird dem Verkehr im Staate Bern gewidmet. Hier finden sich Beiträge zum Bau der Lötschbergbahn, zur Einführung der mitteleuropäischen Zeit, zum Strassenverkehr, zur Fremdenindustrie und zur Entwicklung der bernischen Elektrizitätswirtschaft. Das Ausländer- und Sprachenproblem scheint sich dem entsprechenden Kapitel gemäss einerseits auf fremde Studierende, insbesondere auf russische und

* Beat Junker: *Geschichte des Kantons Bern seit 1798*, Band III: *Tradition und Umbruch 1881–1995* (= Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern 79, 1996) Bern: Historischer Verein des Kantons Bern, 1996. 369 S. ill.

jüdische Studentinnen, auf die starke deutsche Präsenz an der Universität sowie in kulturellen Aktivitäten, und andererseits auf die Furcht vor einer Germanisierung im Jura beschränkt zu haben. Schliesslich unterstreicht der Verfasser das aufkommende Bedürfnis nach heimischen Werten am Vorabend des Ersten Weltkriegs mit der Heimatschutzbewegung, der Landesausstellung von 1914, mit dem Aufklaffen des Grabens zu den Welschschweizern und mit dem neu aufflammenden Streit um die Lehrerausbildung.

Den dritten Abschnitt widmet der Verfasser dem politischen Umbruch, darin zuerst den ihm wesentlich erscheinenden Ereignissen, welche sich mit dem Ersten Weltkrieg und dessen Folgen in Verbindung bringen lassen, nämlich dem Erstarken der Berner Sozialdemokraten, Lenins Präsenz in Bern und an den Konferenzen in Zimmerwald und Kiental, dem Landesstreik, der Grippewelle, aber auch den Eingemeindungen, der Gründung der Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei, der Einführung des Proporz bei den Wahlen in den Grossen Rat in der Zwischenkriegszeit. Mit den Jungbauern, der Schweizer Heimatwehr und anderen Bewegungen werden politische Erneuerungsgruppierungen angesprochen, dann Berns Beharren während des Zweiten Weltkriegs kurz gestreift. Dem «langen Weg zum Frauenstimmrecht» wird ein eigenes Kapitel gewidmet. Im vierten Abschnitt kommen schliesslich die zwei schmerzlichsten Krisen der kantonalen Politik im späten 20. Jahrhundert zur Sprache: die Trennung des Nordjuras vom Kanton Bern, von der «Affäre Moeckli» bis zur «Kaskade» der Volksabstimmungen, und die «Finanzaffäre» mit ihrem Umfeld und den Konsequenzen bei den Wahlen von 1986. Das Buch schliesst mit zwei eher versöhnlichen Beiträgen, nämlich mit dem Kantonswechsel des Laufentals und der Verfassungsrevision von 1993.

Wie seine Vorgänger enthält auch dieser dritte Band eine sorgfältige Auswahl kommentierter Abbildungen von herausragenden Persönlichkeiten und zu wichtigen Ereignissen des im Text behandelten Zeitabschnitts. Der Verfasser hat aus der Fülle der Fakten und Quellen sorgfältig politisch Wesentliches ausgewählt und kompetent dargestellt. Wer immer sich in die Geschichte des Kantons Bern einlesen möchte, vertieft sich auch in dieses Buch wieder mit Gewinn. Für das gesamte dreibändige Werk sei hier aber lobend noch eines hervorgehoben: Alle Kapitel, teilweise auch einzelne Unterkapitel, sind in sich abgeschlossen derart kompakt und sprachlich klar verständlich verfasst, dass sie auch als lexikalische Beiträge zu verschiedenen Facetten der bernischen Geschichte verstanden und als Einstiegslektüre für vertiefendes Studium empfohlen werden können. Zu erwähnen ist jedoch, dass Beat Junker bevölkerungs-, wirtschafts- und sozialgeschichtliche Fragen nur soweit mit einbezogen hat, als sie für die Darstellung der politischen Geschichte notwendig waren.

Diese Aspekte des historischen Interesses gehören zu den Forschungsschwerpunkten von Prof. *Christian Pfister*, dem Leiter der Forschungsstelle für Regional- und Umweltgeschichte am Historischen Institut der Universität Bern. Dem Vorstand des Historischen Vereins kam der Umstand gelegen, dass Prof. Pfister eine gründliche und ausführliche Darstellung der demographischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Entwicklungen im Kanton Bern im 18. und 19. Jahrhundert plante. Diese Arbeit liegt jetzt ebenfalls als Band IV der «Geschichte des Kantons Bern seit 1798» vor. Dass Christian Pfister für sein Buch* den zusätzlichen Titel «*Im Strom der Modernisierung*» gewählt hat, kommt nicht von ungefähr. Es geht ihm nämlich darum zu zeigen, wie die Regionen des heutigen Kantons Bern seit dem 18. Jahrhundert in unterschiedlicher Weise von einem gesamteuropäischen Sog erfasst und im Lauf von etwas über zwei Jahrhunderten in ihren Bevölkerungs-, Wirtschafts- und Gesellschaftsstrukturen spürbar umgekrempelt wurden. Die Gesamtschau entsteht durch die vergleichende und kumulierende Betrachtung der divergierenden oder konvergierenden Entwicklungen in den

* Christian Pfister: Geschichte des Kantons Bern seit 1798, Band IV: Im Strom der Modernisierung. Bevölkerung, Wirtschaft und Umwelt 1700–1914 (= Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern 78, 1995) Bern: Historischer Verein des Kantons Bern, 1995. 453 S. ill.

Regionen. Pfister zeichnet mit dem bernischen Material, das er mit seinen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen unter anderem in der reichen BERNHIST-Datenbank zusammengetragen hat, prozesshaft den «Übergang von kleinräumigen, relativ statischen Arbeits- und Lebensformen der Agrargesellschaft zur dynamischeren, räumlich und sozial stark polarisierten Industriegesellschaft» nach. In Analogie zu Junkers Darstellung werden hier vor allem die politischen Entwicklungen nur insofern herangezogen, als sie für das Verständnis wirtschafts- und sozialpolitischer Entscheidungen notwendig waren oder aus den strukturellen Veränderungen und konjunkturellen Fluktuationen der Wirtschaftssektoren und gesellschaftlichen Strukturen erklärt werden können.

Der Aufbau dieser Darstellung ist weniger lexikalisch darstellerisch als komplex analytisch. Man kann also nicht so leicht ein Ereignis aus einem Kapitel herauspicken und sich «rasch» informieren. Jedes Kapitel ist als ein zusammenhängendes, in sich verknüpft Ganzes konzipiert, strukturiert und redigiert. Zudem setzt die vorliegende Untersuchung nicht erst 1798, sondern schon um 1700 ein. Für diesen Rückgriff ins 18. Jahrhundert sprachen nicht nur methodische Überlegungen, sondern auch die enormen Fortschritte, welche die Forschung in den Bereichen der Bevölkerungs-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte seit den 1960er Jahren vorweisen kann. Jedes der sieben grossen Kapitel gehorcht jedoch einem kohärenten Erklärungssystem und lässt sich dank der durchwegs klaren Unterteilung und der direkten Sprache nicht nur mit Vergnügen, sondern auch mit hohem wissenschaftlichem Gewinn lesen.

Das Einführungskapitel macht mit dem erkenntnistheoretischen Ansatz und den daraus folgenden Fragen bekannt: Regionalgeschichte versus Territorialgeschichte; Bevölkerungswachstum, soziale Ungleichheit und nachhaltige Entwicklung; Agrarmodernisierung und Industrialisierung; der Kanton Bern als Untersuchungsraum und so weiter. Es wird bald einmal klar, dass hier auf ideale Weise historische Wirtschafts- und Sozialgeographie beziehungsweise Geschichtsforschung mit wirtschafts- und sozialgeographischen Dimensionen betrieben wird. Dieser als positiv zu verstehende Eindruck wird während der Lektüre des zweiten Kapitels bestätigt, in welchem der Autor auf faszinierende Art die Auslegeordnung des Quellen- und Datenmaterials von der geschichtlichen Entstehung bis zu den Methoden wissenschaftlicher Auswertung demonstriert. In der Folge werden die grossen Problemkreise des modernisierenden Stroms detailliert angegangen: die Bevölkerungsentwicklung mit einem allgemeinen historischen Überblick, den vier Bestimmungsgrössen, nämlich Eheschliessungen, Fruchtbarkeit, Sterblichkeit und Wanderungen; die Land- und Viehwirtschaft mit ihrer Ausgangslage im 18. Jahrhundert, der einsetzenden Agrarmodernisierung und den einschneidenden Konsequenzen des Eisenbahnbaus und der Industrialisierung; die unterschiedlichen Schicksale von Industrie, Gewerbe, Tourismus und Verkehr mit einer Anlaufperiode bis 1850 und der darauf folgenden Phase der «fossilen Energieträger». Jedes dieser jeweils etwa sechzig Seiten umfassenden Kapitel schliesst mit einer Zusammenfassung und dem entsprechenden Fazit.

Quasi als Abschluss dieser nun auch schon als klassisch zu bezeichnenden Bevölkerungs- und Wirtschaftsgeschichte deckt Christian Pfister im sechsten Kapitel die sozialen Konsequenzen der sich ergänzenden und überschneidenden sektoralen Entwicklungen auf. Er spricht hier von der sozialen Topographie und deren Veränderungen, indem er Überlegungen zur Untersuchung sozialer Ungleichheit anstellt, die regionalen Ausprägungen der sozialen Schichtung herauschält, auf lokale Konflikte und deren Lösungsmuster hinweist und das Ganze mit der Armengesetzgebung und der Armenpolitik in Verbindung bringt. Schliesslich führt Pfister seine Leser und Leserinnen in die Umweltgeschichte ein. Hier begegnen wir Themen, welche für unsere Gesellschaft noch immer von hoher Aktualität sind: dem Wald zwischen Subsistenz, Markt und Naturhaushalt, den Flüssen und Feuchtgebieten, welche eingedämmt und trockengelegt wurden, dem Boden und der Landschaft zwischen

wirtschaftlicher Nutzung und Schutzversuchen. Immer wieder gelingt es dem Autor, die untersuchte Materie mit den jeweiligen Geistesströmungen, Mentalitäten, wirtschaftlichen Interessen und politischen Zwängen zu verbinden und die Lesenden dadurch mitsamt der dargestellten Materie in den Strom der Modernisierung hineinzureissen.

Im eigentlichen zusammenfassenden, abschliessenden Kapitel wird man noch einmal mit einem theoretischen Entwurf des Autors konfrontiert. Christian Pfister unterteilt die Zeit von 1700 bis 1914 für den Kanton Bern in drei Entwicklungsphasen. Während jeder dieser Phasen dominierte der Wille, ein ganz bestimmtes Gesellschaftsmodell einzuführen und durchzusetzen. Im 18. Jahrhundert war dies das Gesellschaftsmodell der aufgeklärten Reformer; in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts das Gesellschaftsmodell der liberalen Gründerära, welches später vom klassenpolarisierenden Modell der Nachgründerära abgelöst wurde. Das Buch ist analog zu den drei Junker-Bänden reich bebildert und enthält zudem zahlreiche instruktive und aussagekräftige Tabellen, Graphiken und Karten, wie auch einen ausführlichen wissenschaftlichen Anhang. Für gezielte Einstiege erweisen sich Personen-, Orts- und Sachregister als äusserst nützlich.

Martin Körner

Ein besonders geglücktes Werk kann mit der Zürcher Dissertation* von *Regula Schmid* zum Berner Twingherrenstreit vorgestellt werden. Thema und Ablauf des Ereignisses um 1470 sind geläufig; anders als etwa in Zürich hat in Bern eine Zunftrevolution nicht stattgefunden. Das «revolutionäre» Ereignis des spätmittelalterlichen Bern ist der *Twingherrenstreit* gewesen. Regula Schmid hat mit minuziöser Sorgfalt das wichtigste Quellenmaterial, vorab die Chroniken von Tschachtlan, Dittlinger und Schilling, sodann aber als Hauptquelle, die es kritisch zu untersuchen galt, den Bericht zum Twingherrenstreit von Thüring Fricker (eben kein Protokoll der Ereignisse, sondern vielmehr eine tendenziös gefärbte Rechtfertigungsschrift) befragt. Ergänzend zu dieser Kerngruppe von erzählenden Quellen wird eine umfassende Menge weiteren zeitgenössischen Materials ausgewertet; nicht von ungefähr ist denn auch ein wichtiger Fund gelungen, nämlich das Zutagefördern der bislang unbeachteten, «verschollenen» Quelle des Bürgerrodel von 1470 (im Anhang I des Buches auf den Seiten 273–293 ediert). Im Gleichschritt mit der akribischen Quellenarbeit wird auch die neuere und neueste Literatur herbeigezogen, wobei der thematische Bezug fächerübergreifend gespannt wird. Soziologische, kultursoziologische, mentalitätsgeschichtliche, literaturgeschichtliche und natürlich historische Forschungen werden gleichermassen rezipiert.

Die Analyse des politischen Handelns zeigt nun sehr schön, dass um die Mitte des 15. Jahrhunderts die politische Führungsschicht in Bern keine homogene Gruppe gewesen ist, dass sie vielmehr in zwei mehr oder minder «gegenläufige Bewegungen» gespalten war. Wenn nicht schon die Abstimmungsvorgänge anlässlich der Wahl von Peter Kistler zum Schultheissen dies verraten, so belegen es die Bewegungen innerhalb der Zünfte (vermehrt Beitritte zu den politisch wichtigen Vennerzünften). Parallel dazu diagnostiziert Regula Schmid die zunehmende «Konzentration der Entscheide auf den Kleinen Rat und somit ein(en) potentiellen Machtverlust des Grossen Rats». Das Fazit lautet: Sozialer Status und politische Einflussnahme innerhalb dieser Führungsgruppe divergieren zunehmend. Dennoch, die patrizische Führungsschicht verliert auch oder gerade im Twingherrenstreit ihre normative Kompetenz keineswegs (Rituale, Konzentration auf die «wichtigere» Aussenpolitik, während Kistler, als Venner, vermehrt «innenpolitisch» aktiv ist), ja sie beugt einem allfälligen Verlust mit überlegten Strategien (Weinstrategien) vor.

* Regula Schmid: Reden, rufen, Zeichen setzen. Politisches Handeln während des Berner Twingherrenstreits 1469–1471. Zürich: Chronos, 1995. 320 S.

Überlappend sind dann die soziologischen Beobachtungen: Fränkli (auch er im Grunde ein aufgestiegener Handwerker!) Polemik gegen die ausdrücklich usurpatorischen Tendenzen Peter Kistlers. Verschärfend setzt er eine quasi heilsgeschichtliche Komponente hinzu, Kistler hat nicht nur die menschliche (er hat sich, so Fränkli, auf Kosten der «ihm anvertrauten Bürger und der Twingherren» bereichert), er hat auch die göttliche Ordnung gestört («Erhebung über den gottgegebenen Stand»).

In diesen Zusammenhang rückt Regula Schmid auch – zu Recht – die Kleiderfrage. Kleidung als Träger der Gruppenidentität. Hier muss der Angriff der Kistlerpartei letztlich scheitern, denn die Verurteilung vor Gericht ging einher mit einer Fixierung der patrizischen Führungsrolle. Vollends den Sieg trugen die Twingherren bereits 1471 mit der Neuformulierung des umstrittenen Kleidermandats vom Vorjahr davon. Regula Schmid: Sie «bewiesen schliesslich, dass sie tatsächlich stärker als «die Stadt» waren, dass sie ihre eigenen Gesetze machten und dass ihr Anspruch zuletzt als rechtens aufgefasst wurde... Die Kleiderordnung war damit Gegenstand und Ergebnis politischer Handlungsprozesse.»

Zusammengefasst ergibt sich bei Regula Schmid dreierlei: Zum ersten muss der Bericht Thüring Frickers als ausgesprochen tendenziöse Verteidigungsschrift und Polemik gegen Peter Kistler und keineswegs als «stenographischer Bericht» der Ratsdebatten in der Zeit des Twingherrenstreits angesehen werden. Zum zweiten hat in der ersten Phase der Auseinandersetzung eine deutliche Machtverschiebung stattgefunden, welche ihre Kulmination in der Wahl Peter Kisters zum Schultheissen (auch wenn der Wahlgang letztlich durch eine Stimmenzersplitterung der Gegenseite gefördert wurde) erlebt. Schliesslich hat der Twingherrenstreit ein janusköpfiges Ergebnis gezeitigt: Die Twingherren können ihre Position in der Stadt wohl in bezug auf ihre normative Kompetenz festigen, sie müssen dennoch der Rechtsvereinheitlichung und -zentralisierung fünf wesentliche Gebote opfern.

Annelies Hüsey

Die Arbeit von *André Holenstein* über die *Huldigung der Untertanen** sprengt den Rahmen der üblichen Dissertationen. Sie folgt methodisch Otto Brunners Einsicht, «gerade jene Erscheinungen der mittelalterlich-frühneuzeitlichen Verfassungswirklichkeit, die sich mit einem modernen Staatsverständnis und -aufbau kaum oder nicht mehr in Einklang bringen lassen, als Ausgangspunkt für die Erforschung der Verfassung Alteuropas zu wählen, weil sich in ihnen das Andersartige, das spezifisch Zeitgebundene und Zeiteigene besonders stark manifestiert». In den tausend Jahren abendländischer Geschichte, 800 bis 1800, ist es der Eid, der als allgegenwärtiges Strukturelement die Verfassungswirklichkeit prägte, ein magisch-sakrales Medium, das beim Schwörenden eine auf Gottesglauben und Gottesfurcht sich gründende Gewissensbindung herstellte. In der Arbeit werden einander zwei sich gegenseitig ausschliessende Formen eidlicher Verbindung gegenübergestellt: «vertikal formierte Herrschafts- und Abhängigkeitsverhältnisse» und «horizontal strukturierte genossenschaftliche Gruppenbeziehungen». Die Untersuchung befasst sich mit der ersten Form: Der durch Eidschwur vollzogenen Anerkennungshandlung, mit der sich abhängige Personen ihrem Herrn zu Treue und Gehorsam verpflichteten (Huldigung und Huldigungseid), bezog aber die zweite Form, als bekämpfte Alternative (Coniuratio, Bund), in die Arbeit ein (Einung und Einungseid: eidliche Verbindungen unter Gleichgesinnten und Gleichgestellten). Die durch Eid begründete, vertikal formierte Herrschafts- und Sozialbeziehung, der Treueid der Untertanen, tritt als zusammenhängendes Konzept erstmals im karolingischen Reich des Früh-

* André Holenstein: *Die Huldigung der Untertanen. Rechtskultur und Herrschaftsordnung (800–1800)* (= Quellen und Forschungen zur Agrargeschichte 36). Stuttgart, New York: Gustav Fischer, 1991. 543 S.

mittelalters, so im Verbot des Gildeneides im Kapitular von 779, in Erscheinung. Hier wird erstmals sichtbar, «dass der König die Verfügungsgewalt über den Eid beanspruchte, das Eidesrecht zum Herrschaftsrecht erklärte». Nicht die Gilden an sich, sondern ihr eidlicher Zusammenschluss wurde in den Kapitularen verboten. Die Gilden sind historisch bedeutsam als Vorläufer «all jener hoch- und spätmittelalterlichen assoziativen Bewegungen, die sich der Form der geschworenen Einung bedienten» (Stadtkommune und Bürgereid, ländlicher Schwurverband der Innerschweiz). Als Norm setzte sich jedoch die vertikal formierte Herrschafts- und Sozialbeziehung durch. In einem meisterlich abgefassten Kapitel über die Weistumsforschung bietet die Arbeit eine fundierte Analyse des «ungebotenen Dings», jener periodischen Gerichtsversammlungen in den mittelalterlichen Grundherrschaften, die von den vom jeweiligen Hof abhängigen Bauern besucht werden mussten. Entscheidende Voraussetzung für das Funktionieren dieser Gerichtsversammlungen war die Huldigung der Hofleute: «Mit ihr vollzog der einzelne Bauer seinen Eintritt in den Hofverband, seine Aufnahme in das Hofrecht, er anerkannte damit aber gleichzeitig die Pflicht, das Ding zu besuchen, dort auf Ersuchen des Herrn das Hofrecht zu weisen» – eine angesichts der weitgehend mündlichen Rechtskultur entscheidende eidliche Pflicht! Die Dingversammlung ist an kleinräumige, parzellierte und als Personenverbände konstituierte Grund- und Gerichtsherrschaften gebunden – an vorterritoriale und vorstaatliche Herrschaftsverhältnisse. Erst im Verlauf des Spätmittelalters werden in den Territorien des Reichs «die ersten Konturen des Staatsbildungsprozesses» sichtbar. Rund die Hälfte des über 500 Seiten starken Bandes betrifft diesen Aspekt, die Landes- und Erbhuldigung. Näher untersucht werden dabei fünf Territorien: Die Grafschaft beziehungsweise das Herzogtum Württemberg, das Territorium der Stadt Bern, das Hochstift Augsburg, das reichsunmittelbare Prämonstratenserkloster Rot a.d. Rot, die reichsritterliche Herrschaft der Freiherren beziehungsweise Grafen von Schlitz. Die Rezension beschränkt sich auf das hinter den Huldigungsformeln gemeinsam Gültige. Der Verfasser selber nennt es eine Hauptthese seiner Arbeit, dass die Huldigung eine «Verfassung in actu» darstelle, dass «im aktuellen Vollzug der Huldigung, im Huldigungsakt selbst, die Verfassung des betreffenden Herrschaftsverbandes aktualisiert, erneuert und fortgeschrieben wurde und deshalb die Huldigung gleichsam als Kern der jeweiligen Verfassung zu verstehen ist». Ein Wesensmerkmal ist dabei die «mutua obligatio»: Dass nämlich dem Anspruch der Herrschaft auf das eidliche Versprechen von Treue und Gehorsam der Anspruch der Eidleistenden auf Schutz und Schirm von Seiten des Herrn, auf Zusagen und Garantien in bezug auf Recht und Herkommen, auf die «iura et libertates», gegenüberstand. Es handelte sich bei diesen bekanntlich nicht um individuelle Rechte. Die «Partikularität und Singularität» der iura et libertates in ihrem Gegensatz zur «Universalität und Ubiquität» der Menschenrechte kommt nirgends so klar zum Ausdruck wie im Vorgang der Huldigung: «Während periodische Erneuerungen und Bekräftigungen durch eine Herrschaftsgewalt für den Bestand und die Gültigkeit der Menschenrechte nicht notwendig sind, ja der Idee der Menschenrechte gar diametral entgegenstehen..., waren die «iura et libertates» auf diesen Vorgang regelmässig angewiesen; er bekräftigte ihre Gültigkeit, brachte sie erneut zur Geltung und schrieb sie in diesem Sinne fort». Im Kapitel über «Huldigungskonflikt und Huldigungsverweigerung» kommt die Arbeit auf die zwei sich ausschliessenden eidlichen Verbindungsformen zurück, indem bei der Besprechung des deutschen und des schweizerischen Bauernkrieges von 1525 und 1653 das Verhältnis von Huldigungseid und Einungseid näher bestimmt wird. Der bäuerliche Bundeseid stellte die Gültigkeit der jeweiligen Huldigungseide an die Obrigkeiten in Frage und hob sie faktisch auf. Nach dem militärischen Sieg über die Bauern legte der bernische Rat 1653 seinen Untertanen eine neue Huldigungsformel vor, die unmissverständlich den Widerruf des Bundeseides forderte, da er für das vertikal strukturierte Beziehungs- und Abhängigkeitsgefüge «Herrschaft» eine vitale Bedrohung bedeutete: Der Bundeseid «entfaltete wie der Huldigungseid, wenn auch im entgegen-

gesetzten Sinne, systembildende Kraft, er integrierte Menschen zu organisierten, handlungsfähigen Verbänden...; die ausgeschlossene Herrschaft kam solchen Systemen letztlich nur auf dem Wege des Verbotes bzw. der gewaltsamen Auflösung bei». Die Arbeit schliesst mit Betrachtungen über «Das Ende der Untertanenhuldigung» (18./19. Jahrhundert). Die Überschriften der einschlägigen Kapitel geben eine Ahnung von den behandelten Themen: Die Huldigung im Zeichen von Traditionsverlust und Traditionsverzicht, Der Funktionsverlust der Huldigung als Ergebnis von Modernisierungsprozessen (Souveränität, Vertragsgedanke und aufklärerische Kritik, Veränderungen im Herrschaftsverständnis: Depersonalisierung, Internalisierung und Säkularisierung). – Abschliessend ist festzustellen, dass für ein modern-demokratisches Staatsverständnis die «Huldigung der Untertanen» durchwegs fremd ist, dass ihm dagegen die «Einung» grundsätzlich nahe steht.

Die Rezension suchte die Kontinuität im Wandel, durch 1000 Jahre, sichtbar zu machen, den «roten Faden» blosszulegen. Das ging auf Kosten einer Fülle interessanter Einzelheiten, besonders im zweiten Hauptteil, über die landesherrliche Huldigung. Da hilft nur, mit dem Hinweis auf das wertvolle Buch, die Aufforderung: nimm und lies!

Ernst Walder

Fachleute und historisch interessierte Laien, die sich über den «Stecklikrieg» informieren wollten, mussten bislang zahlreiche meist ältere Aufsätze in zum Teil schwer greifbaren Periodika konsultieren. Der Militärhistoriker *Jürg Stüssi-Lauterburg*, Direktor der Eidgenössischen Militärbibliothek, hat es unternommen, die erste Gesamtdarstellung der föderalistischen Aufstandsbewegung zu liefern, die nach dem Abzug der französischen Besatzungstruppen Ende Juli 1802 die Schweiz erfasste und im September den Zusammenbruch des helvetischen Zentralstaates bewirkte.* Er stützt sich dabei auf die «Aktensammlung aus der Zeit der Helvetischen Republik», zeitgenössisches Liedgut, Lebenserinnerungen, Briefwechsel, (Auto-)Biographien und Kantonsgeschichten. Ungedrucktes Quellenmaterial aus kantonalen und kommunalen Archiven hat er nur wenig beigezogen.

Das Werk besteht im wesentlichen aus einer chronologischen Abhandlung der politischen und militärischen Ereignisse vom Zusammentreten der Landsgemeinde in Schwyz am 1. August bis zum Abschluss eines Waffenstillstandes zwischen den eidgenössischen und den helvetischen Truppen in Montpreveyres am 5. Oktober 1802, wobei der Autor geschickt zwischen den einzelnen Schauplätzen (Innerschweiz, Bern, Zürich, Aargau) hin und her wechselt. Die militärischen Operationen werden detailliert beschrieben, Zahl, Stärke und Herkunft der daran beteiligten Einheiten minutiös aufgelistet. Leider fehlen Karten, die dem Lesepublikum erlaubt hätten, beispielsweise den Verlauf des Gefechts bei Faoug nachzuvollziehen.

Im Unterschied zur Spezialliteratur, in welcher der «Stecklikrieg» in erster Linie mit Bonapartes Mediationsbefehl und dem Ende der Helvetik in Verbindung gebracht wird, würdigt Stüssi – zu Recht – die internationale Bedeutung der Volkserhebung. Im Frieden von Lunéville vom 9. Februar 1801 wurde der Schweiz das Selbstbestimmungsrecht zugestanden. Der 11. Artikel dieses Vertrages bildete denn auch das einigende Band zwischen den Föderalisten in Schwyz, Bern, Baden, Zürich und Appenzell. Die militärische Intervention des Ersten Konsuls zugunsten der helvetischen Regierung im Oktober 1802 bedeutete einen krassen Bruch der Friedensordnung von Lunéville, was in Grossbritannien grosse Empörung hervorrief, wie anhand der «Times»-Berichterstattung gezeigt wird, und mitentscheidend für die Kriegserklärung Georgs III. an Frankreich vom Mai 1803 war. Ob

* Jürg Stüssi-Lauterburg: Föderalismus und Freiheit. Der Aufstand von 1802: ein in der Schweiz geschriebenes Kapitel Weltgeschichte. Brugg: Effingerhof, 1994. 487 S. ill.

allerdings «der Weg nach Waterloo» tatsächlich «an der Rengg begann» (S. 57), bleibe dahingestellt.

Die Sympathie des Verfassers gehört den patrizischen Streitern gegen «das doppelte Joch von Zentralismus und Fremdherrschaft» (S. 34), die durch Rückgriff auf das Milizsystem eine Mehrheit des freiheitsliebenden Volkes für ihre Ziele zu mobilisieren verstanden. Für die «Helvekler» hat er nicht viel übrig. Albrecht Rengg und Heinrich Zschokke trugen seiner Ansicht nach «Zerrbilder in ihren Köpfen herum» (S. 72). Dabei verdankt die moderne Eidgenossenschaft von 1848 ihre Entstehung auch dem Gedankengut der Helvetiker. Dadurch, dass der «Stecklikrieg» einzig unter dem Aspekt des Unabhängigkeitskampfes betrachtet wird, bleiben wichtige Fragen unbeantwortet: Warum war das Obersimmental weitgehend föderalistisch gesinnt, während in den Distrikten Büren und Zollikofen «helvetische Strömungen» existierten? Warum verfügten Aarau und Brugg über prohelvetische Mehrheiten, während Lenzburg und Zofingen Bern zuneigten? Lässt sich die Parteinahme der einzelnen Bezirke und Orte für oder gegen die Helvetik unter Umständen auf wirtschaftliche Gründe (Wiedereinführung der Zehnten, Absatzkrisen) zurückführen, oder ist sie personell bedingt? Eine Auswertung der im Anhang als Faksimile wiedergegebenen, an den französischen Botschafter gerichteten Petition für eine Wiedervereinigung des Aargaus mit dem Kanton Bern vom Frühling 1801 wäre sicher aufschlussreich gewesen.

Die Monographie von Jürg Stüssi-Lauterburg wird für lange Zeit das Standardwerk über den «Stecklikrieg» bleiben. Zu einer objektiveren Sicht der Periode zwischen 1798 und 1803 trägt das die Haltung der geistigen Landesverteidigung widerspiegelnde Buch jedoch wenig bei.

Andreas Fankhauser

Mittelland

Der schöne und reich ausgestattete Band* über *Vechigen*, sichtlich nicht unter dem Druck eines drohenden Dorfjubiläums entstanden, bezeichnet sich als «Geschichtsbuch», mit dem hohen Anspruch, ein umfassendes Bild der Landschaft, der Menschen und der Gesellschaft in der Vergangenheit der Gemeinde Vechigen zu zeichnen. Nach der Lektüre lässt sich feststellen, dass dieser Anspruch durch das Autorenteam in einem hohen Grad erfüllt wird. Der Bogen ist in den 15 Kapiteln weit gespannt: Landschaft, Wasser und Wald / Orts- und Flurnamen / Bevölkerung / Archäologisches / Vechigen als stadtbernisches Kirchspiel / Neuere Geschichte / Die Kirche Vechigen / Kirchliches Leben im Wandel der Zeit / Das Chorgericht von Vechigen / Schlösser Sinneringen und Utzigen / Armut in der frühen Neuzeit / Schulen / Wirtschaft / Aktuelle Probleme einer bernischen Agglomerationsgemeinde / Planung, Verkehr, Ortsbilder, Zukunftsperspektiven / Statistische Angaben. Im Anhang werden die Abbildungsnachweise, das Abkürzungsverzeichnis und die Bibliographie zusammengefasst. Die Beiträge sind von unterschiedlicher Qualität, so dass die Frage erlaubt sei, ob dem Unternehmen nicht eine verantwortliche Redaktionsperson dienlich gewesen wäre. So fällt beispielsweise auf, dass die Kirche von Vechigen eine kompetente architektur- und kunstgeschichtliche Würdigung erfährt (*Barbara Junker-Wisler*), die man zu den Schlossbauten Sinneringen und Utzigen vermisst. Beispielhaft ist das Kapitel «Kirchliches Leben im Wandel der Zeit», das *Markus Nägeli* an einem prägnant und spannend geschilderten Fallbeispiel (dem 1744 ausgetragenen Konflikt der Amtskirche mit dem dissidenten Freigeist

* Geschichte der Gemeinde Vechigen [Autoren: Peter Müller, Bruno Lüscher, Emanuel Tardent, Samuel Veraguth, Fritz Althaus, Barbara Junker-Wisler, Markus Nägeli, Heinrich Richard Schmidt]. Vechigen: 1995. 344 S. ill.

Bendicht Kiener, genannt der «Stockmatter», «einem unverbesserlichen letzkopf», wie ihn der Pfarrer titulierte) aufhängt und dann als Verstehenshilfe einen meisterhaften, leicht lesbaren Abriss der Vechiger Kirchengeschichte, eingebettet in den Kontext der gesamtbernischen Kirchengeschichte, nachliefert. Mit viel Gewinn liest sich der Beitrag von *Heinrich Richard Schmidt*, des kompetenten Kenners der Materie, über das «Chorgericht von Vechigen 1572–1798», der aus den Akten eine Mentalitäts- und Sozialgeschichte der Kirchgemeinde entwickelt, die sich wohltuend abhebt von der in Ortsgeschichten üblichen sittengeschichtlichen Rosinenpickerei aus den Chorgerichtsmanualen. Von gleicher Qualität ist Schmidts Beitrag über die «Armut in der frühen Neuzeit», der aufzeigt, wie ein Ausweg aus der Armutsfalle, in der die nicht sozialhilfeberechtigten Hintersassen der Gemeinde gefangen waren, das Aufkommen der Heimarbeit (geschichtswissenschaftlich «Protoindustrie» genannt) war. *Emanuel Tardent* gelingt es in seinem Aufsatz über die Bevölkerung, aus der trocken erscheinenden statistischen Materie ein präzises Bild des individuellen und sozialen Lebens mit seinen Stationen Geburt, Ehe und Tod und den damit verbundenen Bräuchen zu entwickeln. Mit hoher Kompetenz lässt er den Leser einen Blick in die Werkstatt des Bevölkerungshistorikers tun. Nicht zu kurz kommt die Orts- und Flurnamenforschung mit der Arbeit von *Bruno Lüscher*, die wohl eine Straffung ertragen hätte, andererseits aber viel instruktives historisches Kartenmaterial ausbreitet. Die Geschichte des 20. Jahrhunderts wird etwas stiefmütterlich behandelt. Gerade bei einer Gemeinde wie Vechigen, die im Agglomerationssog der Stadt Bern tiefgreifende Veränderungen erfahren hat, müsste der regionalen Betrachtungsweise mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden. Auch die Parteigeschichte Vechigens bleibt ein Desideratum. Zum Landesstreik 1919 ist zu lesen (S. 159): «Die Gemeinde wurde am Ende des Ersten Weltkrieges nicht nur von der Grippeepidemie heimgesucht, sondern auch von «unlauteren» Elementen. Zur Abwehr dieser zur Landplage gewordenen Raubzüge hat sich eine Bürgerwehr gebildet.» Originell ist die Idee, da und dort im Text die Biographien von Vechiger Persönlichkeiten einzustreuen, nach Aussage des Autorenteams in gewollter Zufälligkeit. Es sind, wenn der Berichterstatter recht gezählt hat, deren 27, darunter fünf Frauen und je sechs Theologen und Kunstmaler. Die Liste reicht von Samuel Johann Pauli, dessen lenkbares Luftschiff 1815 vom englischen König Georg III. patentiert wurde, bis zu Kurt Bolliger, dem ehemaligen Flieger- und Flab-Chef, der 1982–1988 als Gemeindepräsident wirkte.

Christoph Zürcher

Der junge Berner Historiker und Umweltforscher *Ueli Haefeli* legt in einem stattlichen Band* von 366 Seiten eine lokalgeschichtliche Studie über *Münchenbuchsee* vor, die in verschiedener Hinsicht die herkömmlichen Massstäbe für Ortsgeschichten sprengt. Einmal ist es die erste bernische Ortsgeschichte, welche die Entwicklung im 20. Jahrhundert zum alleinigen Gegenstand hat, zweitens ist es dem Autor gelungen, sowohl wissenschaftlichen Ansprüchen vollauf gerecht zu werden als auch ein interessiertes Laienpublikum anzusprechen, und drittens liefert er ein glänzendes Beispiel dafür, was die relativ junge Disziplin der «oral history» gerade im Bereich der Lokalgeschichtsschreibung zu leisten vermag. Wer inskünftig im Kanton Bern Ortsgeschichte betreibt und schreibt, wird an diesem Werk nicht vorbeikommen.

Der Band beginnt mit einem Überblick über Bevölkerung, Wirtschaft und politische Institutionen (11–29). Kapitel 3 «Landschaftswandel» (31–78) befasst sich mit den sogenannten «schnellen Wachstumsprozessen», die nicht nur die Gesellschaft, sondern auch die Um-

* Ueli Haefeli: Ein Dorf wird Vorstadt. Suburbanisierung am Beispiel der bernischen Agglomerationsgemeinde Münchenbuchsee. Münchenbuchsee: Einwohnergemeinde, 1996. 366 S. ill.

welt (definiert als «der nicht zum betrachteten Objekt gehörende Bereich», der damit natürlich sowohl «Natur» als auch zum Beispiel den Siedlungsbereich umfasst) tiefgreifend verändert haben. Die Aufmerksamkeit konzentriert sich vor allem auf den Bereich Landschaft/Siedlung, wo der landwirtschaftliche Strukturwandel und die Geschwindigkeit des Siedlungswachstums (die überbaute Fläche der Schweiz hat sich von 1950 bis 1991 verdoppelt) einen ungeheuren Druck auf die Landschaft aufgebaut haben. Dokumentiert wird diese Entwicklung mit Hilfe von Bildrekonstruktionen und Kartenvergleichen. Unter «Bildrekonstruktion» versteht man die Gegenüberstellung einer historischen und modernen Fotoaufnahme mit gleichem Aufnahmestandort und Bildwinkel. Solche Gegenüberstellungen erweisen sich als erstklassige, einer ganzheitlichen Interpretation zugängliche Quellen. Die ausgezeichneten Rekonstruktionsaufnahmen erstellte der Fotograf Hans Kobi.

Kapitel 4 (79–95) befasst sich mit der Ortsplanung als einem zentralen Bereich des institutionellen Umgangs mit Wachstum. Kapitel 5, überschrieben mit «Gesellschaft im Wandel» (97–136) liest sich ausserordentlich spannend. An drei Fallbeispielen, jedes gut recherchiert und mit Bildmaterial dokumentiert, wird die Zeitspanne von 1900 bis zur Gegenwart anschaulich gemacht. Die Auseinandersetzung um den Anschluss ans Elektrizitätsnetz um 1900, der Kampf um den Bau eines Sekundarschulhauses zwischen 1950 und 1960 und derjenige um einen Robinsonspielplatz 1958–1980 stehen für «Alt Buchsi» in den 20er und 30er Jahren, für den Wandel der 50er Jahre und die Bewertung der Gegenwart. Das paradigmatische Heranziehen dieser «mikroskopischen» Handlungsabläufe für die Darstellung von Mentalitäten und Machtverhältnissen und ihre Einbettung in die übergeordneten Entwicklungen wie zum Beispiel die Suburbanisierung, das ist schlechthin musterhaft. So wünscht man sich Ortsgeschichte!

Kapitel 6 (137–146), eine Synthese, beschäftigt sich mit dem Phänomen «Wachstum», seinen Rahmenbedingungen und Konsequenzen, reflektiert methodische und theoretische Aspekte der Lokalgeschichtsschreibung und stellt in einem Ausblick die Geschichte von Münchenbuchsee kühn in einen globalen Zusammenhang, indem ja die Bevölkerung der Gemeinde in vielen Bereichen in grenzüberschreitende Aktivitäten involviert ist (wie Tourismus, Konsum, Umweltverschmutzung). Eindrücklich etwa die Aussage, der Bruttoenergieverbrauch der Gemeinde sei zwischen 1950 und 1990 um rund 1300 Prozent gestiegen!

Kapitel 7 (147–294) enthält den Kernteil des Buches. Eine breit angelegte Oral-History-Untersuchung (53 Einzel- und 2 Gruppeninterviews, zwischen 1989 und 1993 auf Tonband aufgenommen, 43 davon ausschnittsweise transkribiert und publiziert) lässt die Welt der Bauern und Arbeiter in «Alt Buchsi», aber auch den in den 50er Jahren in Gang gekommenen rasanten Veränderungsprozess zur Agglomerationsgemeinde hin in der subjektiven Färbung von Mitlebenden und Mithandelnden anschaulich werden. Die Interviews dienten der ganzen Brandbreite der Gemeindegeschichte im 20. Jahrhundert, wurden also bewusst nicht auf bestimmte Fragenkomplexe fokussiert. Die Auswahl der Befragten ergibt einen repräsentativen Querschnitt durch die wichtigsten sozialen Gruppen (Bauern, Arbeiter, Handwerker, Unternehmer, Alteingesessene und Zugezogene, Frauen und Männer).

In Kapitel 8, der «Wissenschaftlichen Einleitung» (295–316), liefert Häfeli unter anderem eine kurze Theorie der Oral History und wägt ihre Chancen und Risiken sorgfältig gegeneinander ab. Interessant sind die Ausführungen zur Periodisierung. Im Gegensatz zu der meist üblichen Zeiteinteilung nach den beiden Weltkriegen plädiert er (mit Hansjörg Siegenthaler) für die Kontinuität der gesellschaftlichen Entwicklung zwischen 1937 und 1973. Das Friedensabkommen von 1937 in der Metall- und Uhrenindustrie als Schlusspunkt der Wirtschaftskrise ist demnach als eine zentrale Rahmenbedingung für die Wachstumsphase nach 1950 zu sehen. Diese ging mit der Krise von 1973 abrupt zu Ende. 1975 sank das Bruttosozialprodukt der Schweiz um 7,5 Prozent, was den höchsten je gemessenen Rückgang darstellt. Nachher wurden die Wachstumsraten der vorangegangenen Jahre nie mehr er-

reicht. Für die Umweltgeschichte ist die entscheidende Zäsur um 1950 anzusehen (50er-Jahre-Syndrom). In der Gemeindegeschichte von Münchenbuchsee lassen sich tatsächlich Zäsuren um 1950 und nach 1970 feststellen.

Eine beeindruckende Bibliographie (Kapitel 9, 317–328) und ein Anhang (Kapitel 10, 329–352) mit Begriffsbestimmungen, Statistiken und Kartenausschnitten sowie ein Anmerkungsteil (Kapitel 11, 353–366) runden den hervorragend gestalteten Band ab. Seinen ortsgeschichtlichen Zweck, nämlich Hilfe bei der Identitätsfindung einer durch rasche Wachstumsprozesse fragmentierten Gesellschaft zu sein, dürfte das Werk erfüllen: Eine beeindruckende Sponsoren- und Patenschaftsliste belegt die Verbundenheit der Buchsi-Bevölkerung mit ihrem Dorf und seiner Geschichte.

Christoph Zürcher

Uneingeschränktes Lesevergnügen bereitet das Jubiläumsbuch *Zimmerwald*, das die Einwohnergemeinde 1996 zur Erinnerung an die erste urkundliche Erwähnung Zimmerwalds herausgab.* Was der ehemalige Gemeindepräsident *Fritz Brönnimann* vorlegt, sind wirklich geschichtliche «Bilder» im besten Sinn, flüssig und liebevoll geschrieben aus intimer Kenntnis seines Wirkungsortes, sachkundig in den Archiven und in der Geschichtsliteratur recherchiert und immer eingebettet in den historischen Kontext. Aus der Fülle der 37 Kapitelchen greifen wir nur einige Kostproben heraus. Das Bürgerregister vom 17. August 1798 und der helvetische Kataster von 1801 geben erstmals ein differenziertes Bild über die Alters-, Berufs- und Sozialstruktur der Gemeinde. Das Gewerbeleben betreffen die Berichte über die Schmiede und das Pintenschenkirtshaus Streit, das erst 1924 zum bekannten «Löwen» wurde. Das Kapitel über die Haltung des «Wucherstiers» zeigt die stark viehwirtschaftliche Ausrichtung der Längenberger Landwirtschaft im 19. Jahrhundert. 1864 wurde Zimmerwald, vermutlich im Sog des florierenden Gurnigelbades, zum Kurort, als der damalige Besitzer des von Werdtchen Gutes, Major F.B. Indermühle, innert weniger Jahre einen Kurbetrieb mit Villa, Pension, Restaurant, Gewächshaus, Badegebäude mit Kabinen und Duscheneinrichtung aus dem Boden stampfte. Das Unternehmen der «Pension Beau Séjour» war natürlich infolge des aufkommenden Alpentourismus zum Scheitern verurteilt. Die Gebäulichkeiten waren immerhin im Jahr 1915 noch Schauplatz der Zimmerwaldner Konferenz, die das Dorf weltweit bekannt machte. 1917 war der Konkurs nicht mehr abzuwenden. Die Anschaulichkeit der Darstellung wird erhöht durch ausgiebige Quellenzitate (etwa die Antworten des Pfarrers Samuel Küpfer auf den Volkszählungsfragebogen von 1764) und wenigstens, aber sorgfältig ausgewähltes Bildmaterial. Hervorgehoben sei die gediegene Ausstattung: Auf dem Umschlag finden wir den Riedigerschen Zehntplan von 1725.

Christoph Zürcher

Berner Oberland

1992 publizierte *Paul Hugger* einen Band über Bündner Fotografen. Nun hat auch das Berner Oberland als zweites Touristengebiet eine entsprechende Monografie** erhalten. Von Adelsboden bis Zweisimmen werden um die 80 Fotografennamen aufgeführt, Einzelpersonen und ganze Dynastien. Mit viel Einfühlungsvermögen bei den noch Lebenden und bisweilen fast

* Fritz Brönnimann: 700 Jahre Zimmerwald. Bilder aus der Geschichte einer alten Dorfgemeinde. Zimmerwald: Einwohnergemeinde 1996. 164 S. ill.

** Paul Hugger: Das Berner Oberland und seine Fotografen. Von gleissenden Firnen, smarten Touristen und formvollendeten Kühen. Thun: Krebsler, 1995. 233 S. ill.

detektivischer Raffinesse auf der Suche nach längst Entschwundenen haben der Autor und seine Mitarbeiter Leben und Karriere, Stärken und Schwächen dieser oft verkannten, stillen Künstler skizziert. Neben Persönlichem nehmen Fragen der Ausbildung, der Geschäftstätigkeit, der Interessen und der besonderen Einsatzbereiche breiten Raum ein. Da stehen unvermeidbarer Alltag am Ladentisch im Fotofachgeschäft neben langen Nächten im Labor, rauschende Feste in den mondänen Bars der Kurorte neben langweiligen Hochzeitsfesten, Auftragreportagen für das Militär neben solchen für die Zuchtvietschau. Oft gelang es den Fotografen, ihren eigenen Stil durchzusetzen, noch öfter hatten sie sich den Schemavorstellungen ihrer Auftraggeber zu beugen. Einige gründeten renommierte Ansichtskartenverlage mit überregionaler Bedeutung, wie Baur, Gyger, Klopfenstein, Lörtscher, Schild oder Schudel. Immer wieder aber erscheinen die Einzelgänger, bisweilen fast Sonderlinge, die erst in der Einsamkeit der Bergwelt ihre Fähigkeiten entfalteten. Unter den vielen Namen sind einheimische, Autodidakte oder solche, die eine solide Berufslehre hinter sich hatten, fremde, die auftauchten und wieder verschwanden, und solche, die sich über Generationen einrichteten und zu Begriffen wurden. Einige gehören zu den frühen Pionieren, wie Moeglé in Thun oder Gabler in Interlaken. Erwähnung fand aber auch eine der ersten Fotografinnen, Franziska Möllinger, die bereits um 1845 erste fotografische Aufnahmen in Thun und im Oberland realisierte. Auf den biografischen Teil folgt eine kleine, aber qualitativ überaus hochstehende Bildergalerie mit Werken von einigen der besprochenen Meister ihres Fachs. Hier erst zeigt sich, zu welchem hervorragendem Schaffen die *Oberländer Fotografen* gelangt sind. Das gleiche Adjektiv verdient auch das Buch: Natürlich reich versehen mit vielen alten und neuen Schwarzweissfotografien der besten Qualität, gediegen und vornehm gestaltet, in jeder Hinsicht ein bemerkenswerter Beitrag zur Kulturgeschichte des Berner Oberlandes.

Quirinus Reichen

Seit 1980 hat *Markus Krebs* unter dem Motto «*Unterwegs in der Vergangenheit*» Bildbände in bester Qualität über die Stadt Thun, über das rechte Thunerseeufer und über Interlaken publiziert. Vor kurzem ist nun ein weiterer erschienen.* Er behandelt das *linke Thunerseeufer*, die unteren Teile der Täler von *Kander* und *Simme*, das Thuner Westamt und das *Gurnigelbad*. Absicht des Autors ist es, die in Familienbesitz stehende Plattensammlung von Jean Moeglé der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Allerdings ist, wie schon in früheren Bänden, noch viel bereicherndes Material aus anderen Sammlungen hinzugekommen.

In Ich-Form, als Fremdenführer, begleitet der Autor den interessierten Reisenden in vier grossen Tagestouren durch die Gegend. Detailliert beschreibt er auf den Bildern die Häuser, ihre Besitzergeschichte und die Einrichtungen. Dabei findet man neben Alltagsaufnahmen einige seltene Aktualitäten dokumentiert, wie den Brand der Simmenfluh bei Wimmis, den Brand des Weissenburgbades oder den Bau der Lötschberg- und der Niesenbahn, den Bau des Thuner Bahnhofs und der Bahnhofbrücke oder die Feldbahn, welche den Aushub des Thuner Kanalbaus in die Lachen transportierte. Faszinierende Bilderserien von Gebäuden, Einrichtungen und den Gästen der drei grossen Bäder Heustrich, Weissenburg und Gurnigel vermitteln ein eindrückliches Bild vom Badeleben jener Zeit, wo von der Hotelküche über die Duschen, Salons und Trinklauben bis zum prunkvollen Speisesaal alles fotografisch dokumentiert ist. Bloss Bilder von den in den Prospekten doch so gelobten komfortablen Gästezimmern fehlen. Ob da die Fotografen jener Zeit doch etwas Hemmungen gehabt haben... Das zeitliche Schwergewicht der Aufnahmen liegt in den Jahren zwischen 1895 und

* Markus Krebs: Thunersee linke Seite mit Kandertal, Niedersimmental und über Thun nach Gurnigelbad. *Unterwegs in der Vergangenheit*. Thun: Krebs, 1996. 247 S. reich ill.

1915, doch sind früheste Bilder schon von 1865 vorhanden, und eine besonders interessante Flugbildserie über Thun, Wimmis und Spiez stammt aus den Jahren 1918–1930. Ein imposantes Literaturverzeichnis und eine Liste der Auskunftspersonen komplettieren den Band und belegen, dass der Autor sehr sorgfältig recherchiert hat. Das Werk ist selber schon eine Regionalgeschichte in Bildern, der Autor wünscht aber, dass daraus noch Fortsetzungen entstehen. Angesichts des reichen Bildmaterials ist diesem Wunsch nur beizupflichten.

Quirinus Reichen

Zum Jubiläum «850 Jahre Brienzen» legt *Rudolf Perren*, lange Jahre Lehrer in Brienzen, in gedrängter Form eine Übersicht über die wichtigen Daten und Ereignisse der Gemeindegeschichte* vor, gut geeignet, um historisch Interessierten, auch Neuzuzügern in die Gemeinde, einen ersten Überblick zu bieten. Der Bogen reicht von der Ur- und Frühgeschichte bis in die Gegenwart. Inhaltlich kommt nicht nur die politische Geschichte zum Zug, sondern es werden auch Entwicklungen der Wirtschafts-, Sozial- und Kulturgeschichte berücksichtigt. Wer tiefer in die Brienzer Geschichte eindringen möchte, kann sich am Quellen- und Literaturverzeichnis orientieren.

Schon 1990 veröffentlichte der gleiche Autor eine ansprechend zusammengestellte kleine Chronik über die Erstellung einer *Druckwasserversorgung in Brienzen***. Sie zeigt, wie viele Hindernisse finanzieller und mentaler Art überwunden werden mussten, bis die Gemeinde im Jahr 1890 zu einer modernen, hygienischen Anforderungen genügenden Wasserversorgung kam. Ein Mosaiksteinchen zur noch ungeschriebenen Geschichte des bernischen Wasserversorgungswesens.

Der gewichtigste Beitrag zum Brienzer Jubiläum ist aber die *Chronik der Burgergemeinde Brienzen****, zusammengestellt von *Erich Schild*. Ebenfalls aus Anlass des Gemeindejubiläums entstanden, gibt der Band einleitend einen geschichtlichen Abriss der Entstehung der ländlichen bernischen Burgergemeinden. Die Chronik der Brienzer Burgergemeinde wird nach den Burgerratsprotokollen von Jahr zu Jahr aufgerollt, wobei wohl farbige und bemerkenswerte Episoden aus der Vergangenheit, aber weniger die grossen Entwicklungslinien zum Vorschein kommen. 1855 erhielt die arme Bäueri im Ausscheidungsvertrag vom Staat Bern die Steinwüste der Lammbach-Lauenen zugewiesen und machte sie in der Folge in vierzigjähriger Tagwerksarbeit urbar, bis 1896 die Lammbachkatastrophe die Anstrengungen grösstenteils zunichte machte. Zur wohlhabenden Korporation wurde die Brienzer Burgergemeinde erst nach 1948, als man begann, Land im Baurecht abzugeben. 1954 konnten die Burgertellen aufgehoben werden. Es wird eindrücklich gezeigt, wie eine aufgeschlossene Burgergemeinde imstande ist, die moderne Entwicklung eines Gemeinwesens verantwortlich mitzuprägen, zum Beispiel auch durch Landabgabe für öffentliche Zwecke. Sozialgeschichtlich interessant sind die Burgerlisten mit den Berufen aus verschiedenen Stichjahren: 1852 finden sich unter den 440 Burgern 96 Schnitzler, 16 Schiffleute und 69 Bauern; 1920 waren von 513 Burgern gar 174 Schnitzler, dagegen 1992 noch 7 sowie 29 Landwirte unter 306. Aussagekräftig sind die gut ausgewählten historischen Fotografien. Schade, dass den Bildlegenden nicht die nötige Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Ein Verzeichnis der burgerlichen Amtsträger seit 1844 und das Tagwerkreglement von 1883 ergänzen den Band.

Christoph Zürcher

* Rudolf Perren: Brienzer Kurzchronik. Brienzen: Einwohnergemeinde, 1996. 28 S. ill.

** Rudolf Perren: 100 Jahre Wasserversorgungs- und Hydrantenanlage Brienzen, o.O. [Brienzen], o.J. [1990], 35 S.

*** Erich Schild: Chronik der Burgergemeinde Brienzen. Brienzen: Burgergemeinde, 1996. 88 S. ill.

Ein Autorenkollektiv hat auf das Jubiläum *850 Jahre Heimberg* hin eine Ortsgeschichte* geschaffen, die sich sehen lassen darf, präsentiert in einem angenehmen handlichen Querformat und reich ausgestattet mit Bild- und Kartenmaterial. In ausgewogener Verteilung wird in zehn Kapiteln (Wandel, Bevölkerung, Töpferei/Hafnerei, Landwirtschaft, Wirtschaft, Erinnerungen, Verkehr, Natur/Umwelt, Armut, Schulen) ein facettenreicher Schnitt durch die Geschichte «des Heimbergs» gezeichnet. Jedem Kapitel ist ein vorbildliches Quellen- und Literaturverzeichnis beigelegt. Das Kapitel «Erinnerungen» lässt nach der Methode der «oral history» Vergangenes durch noch lebende Zeugen anschaulich werden. Eine Zusammenstellung der 1996 tätigen Vereine, Leiste und Parteien zeigt vielfältige Lebendigkeit des Gemeindelebens. Das Schwergewicht des Bandes liegt erfreulicherweise auf dem 19. und 20. Jahrhundert. Ein grosser Teil der Heimberger Gemeindefläche lag in der überschwemmungsgefährdeten Aare- und Zulgebene, so dass die Gemeinde nie ein eigentliches Bauerndorf war. Haupterwerbsquelle war die Hafnerei. Erst nach der Aare- und Zulgkorrektur standen die früheren Auenflächen zunächst der Landwirtschaft, im 20. Jahrhundert aber dem Siedlungsbau und dem Strassenbau zur Verfügung. Folgerichtig sind die zentralen Kapitel des Buches der Töpferei/Hafnerei (vom ausgewiesenen Kenner *Hermann Buchs* verfasst), den Flusskorrekturen (*Yvonne Brüttsch*, basierend auf einer 1991 bei Prof. Christian Pfister eingereichten Seminararbeit) und dem Verkehr (*Rolf Suhner*) gewidmet. Beeindruckend auch das Kapitel über die Armut im 19. Jahrhundert, ihre Ursachen und Bekämpfung und über ihre wohl schlimmste Erscheinungsform, über das Elend der Verdingkinder (*Vreni Blum*). Das daran anschliessende Kapitel über «Neue Armut», von *Christian Casper* mit spürbarem Engagement verfasst (der Historiker wünschte sich noch etwas mehr handfeste Fakten), zeigt den Mut der Autorengruppe, auch heikle Gegenwartsthemen nicht auszuklamern. Bei der Zusammenstellung der Gemeinderatsliste ab 1825 ist die Gelegenheit verpasst worden, Berufe und Parteizugehörigkeit der Amtsträger zu erheben, die doch einiges über die soziale und politische Zusammensetzung der dörflichen Führungsschicht ausgesagt hätten. Alles in allem aber: ein sehr gelungenes Werk.

Christoph Zürcher

Zwiespältig ist dagegen der Eindruck beim Durchblättern eines 1996 erschienenen Heftes über die Vergangenheit von *Wimmis*** . Es handelt sich um eine Aneinanderreihung von Daten und Informationen zur Gemeindegeschichte, den Zeitraum von 12 000 v.Chr. bis 1913 umfassend. Da erfährt man etwa, dass 58 v.Chr. eventuell die Helvetier in Wimmis an der Auswanderung nach Gallien teilgenommen hätten, dass 1891 der Gemeindekassier 100 Grabsteine mit Nummern besorgt habe oder zum Zeitpunkt etwa 500 n.Chr.: «Verdrängung der Braunviehrasse durch die allerjüngste Rinderrasse, das Simmentaler Fleckvieh, das von den in die Westschweiz eingewanderten romanisierten Burgundern aus Schweden mitgebracht worden ist.» So vergnüglich diese Kuriositäten zu lesen sind, so muss doch gesagt werden, dass durch derartige Publikationen die heute leider noch nicht ganz ausgerottete Meinung gefestigt wird, dass Geschichtsschreibung aus einer Aneinanderreihung von Fakten und Vermutungen in chronologischer Reihenfolge bestehe.

Christoph Zürcher

* 850 Jahre Heimberg 1146–1996, hrsg. von der Einwohnergemeinde Heimberg anlässlich des Jubiläums «850 Jahre Heimberg». Heimberg: Einwohnergemeinde, 1995. 208 S. ill.

** Edgar Karlen-Büttner: *Wimmis in der Vergangenheit: Alte Bräuche*. Wimmis: Selbstverlag, 1996. 67 S. ill.

In der «Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen» sind die *Rechtsquellen der Stadt Burgdorf und ihrer Herrschaften und des Schultheissenamts Burgdorf** als neunter (Doppel-)Band erschienen. Zusammen mit den bereits publizierten Werken zur bernischen Geschichte bildet er einen wesentlichen Beitrag zur Vervollständigung der landesumfassenden Rechtsquellenreihe.

Nachdem Anne-Marie Dubler bereits den Doppelband Emmental bearbeitet hat, macht sie nun die Rechtsquellen Burgdorfs von der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts bis zum Ende des Ancien régime allen interessierten Fachleuten und Laien zugänglich. Bislang fand sich noch in keiner einzigen Publikation zur Burgdorfer Geschichte ein solcher Reichtum und eine solche Fülle an Quellenmaterial vielfältigster Art.

Mit Recht stellt *Anne-Marie Dubler* die Burgdorfer Handfeste von 1273 an den Anfang ihrer Arbeit, ist doch die sorgfältige Edition von Boss-Häusler aus dem Jahre 1948 – obwohl immer noch erhältlich – grösstenteils aus dem Buchhandel verschwunden. Anne-Marie Dubler dokumentiert die aussergewöhnliche Situation Burgdorfs als zähringisches beziehungsweise neu-kiburgisches Zentrum neben dem aufstrebenden Bern, verfolgt seine Land-erwerbspolitik und zeigt in der Folge den planmässigen Aufbau der bernischen Verwaltung im Schultheissenamt nach der Übernahme Burgdorfs durch Bern im Jahre 1384. Diese drei Bereiche sind in sich chronologisch aufgebaut, die Dokumente sind kenntnisreich und verständlich kommentiert, so dass nicht nur Historiker auf ihre Rechnung kommen.

Ein Abriss der Burgdorfer Geschichte vom Mittelalter bis zur Französischen Revolution ergänzt diese Edition. Dazu gesellen sich Verzeichnisse über Archive und Quellen, eine Auswahlbibliographie, ein hilfreiches Orts-, Personen- und Sachregister sowie ein Glossar.

Jürg Wegmüller

Die *Mühle Langenthal* ist der grösste Mühlenneubau des 18. Jahrhunderts im Kanton Bern, ein Spätbarockbau von hoher Qualität. Als die Mühle, das Schicksal der meisten regionalen Handelsmühlen teilend, 1971 geschlossen wurde und 1978 das gesamte Areal von einer Immobilienfirma zwecks Überbauung aufgekauft wurde, drohte ein Stück des historischen Langenthal zu verschwinden. Die Rettung kam 1980 mit einer Gemeindeinitiative. Am 14. Juni 1981 genehmigte die Stimmbürgerschaft den Ankauf des Mühleareals. 1982 schenkte der Gemeinderat die Gebäulichkeiten der «Stiftung Mühle». Dank einem vorbildlichen Zusammenwirken von privater Initiative und öffentlicher Hand konnte das einzigartige Baudenkmal gerettet und Ende November 1995 vom Stiftungsrat seinen neuen Zweckbestimmungen übergeben werden. Es beherbergt nun das Design Center Langenthal und einen originellen Gastronomiebetrieb. Öffentliche Institutionen und Vereine Langenthals können die vielfältig nutzbaren Räume während 120 Tagen pro Jahr kostenlos nutzen. Damit hat Langenthal ein identitätsstiftendes Kulturelles Zentrum erhalten. Zur Wiedereröffnung erschien eine gediegene Fest- und Eröffnungsschrift**. Im Zentrum steht eine vom Langenthaler Historiker *Max Jüfer* mit hervorragender Sachkenntnis geschriebene Geschichte der Mühle, die mit der Schenkung der Mühle durch den Freiherrn Eberhard von Grünenberg an das Kloster St. Urban 1224 erstmals aktenmässig fassbar wird. Bis 1815 blieb die Mühle klösterliches Erblehen der Familien Übersax und Marti. Unter der Müllerdynastie Geiser (1815–1969) entwickelte sich das Unternehmen von der Kundenmühle zur Handelsmühle.

* Die Rechtsquellen der Stadt Burgdorf und ihrer Herrschaften und des Schultheissenamts Burgdorf, bearbeitet von Anne-Marie Dubler (= Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen, II. Abteilung: Die Rechtsquellen des Kantons Bern, Band 9). Aarau: Sauerländer, 1995. 904 S. in 2 Teilbänden.

** Die Mühle Langenthal 1224-1995. Langenthal, 1995. 74 S. ill.

In weiteren Beiträgen kommen der kantonale Denkmalpfleger *Jürg Schweizer* (Baugeschichte und Rundgang), der Architekt *Joseph Negri* (Restauration und Umbau) und *Enrico Casanova* (Geschichte des Designs, Bedeutung des Design Centers Langenthal und Möglichkeiten zukünftiger Nutzung) zu Wort. Die Broschüre liest sich mit viel Gewinn.

Christoph Zürcher

Jeder Kunst- und Geschichtsfreund kennt vermutlich die Hefte der Schweizerischen Kunstführer und freut sich, wenn er beim Besuch eines historischen Gebäudes auf diesen Begleiter trifft, der ihn in knappen Worten über die Geschichte und Bedeutung des Baudenkmals orientiert. In die Serie von 1996 sind drei bernische Kirchen aufgenommen worden. *Christian Rümelin* und *Hubertus von Gemmingen* stellen die *Pfarrkirche in Madiswil** vor, heute eine typische bernische Spätbarockkirche. Wie die archäologischen Grabungen 1987/88 ergaben, reicht ihre Geschichte jedoch bis ins 8./9. Jahrhundert zurück. In die Darstellung einbezogen werden auch die Bauten am Kirchplatz – das aus dem 17. Jahrhundert stammende Pfarrhaus, das Pfarrstöckli und der ehemalige Zehntspeicher.

Die *Kirche von Kleinhöchstetten*** , die älteste bestehende Kirche des Bernbiets, behandelt *Zita Caviezel-Rüegg*. An dieser Wallfahrtskirche Unserer lieben Frau wirkte bis 1525 Jörg Brunner, ein kämpferischer Vertreter der Kirchenreform. 1534 wurde der profanierte Kirchenbau an einen Bauern verkauft und später als Wohnung für Knechte, Stall, Vorratskammer oder Backhaus genutzt. 1954 konnte das verfallene Gebäude gerade noch vor dem Abbruch gerettet werden. Eine durchgreifende Restaurierung in den Jahren 1963–1965 gab dieses Gotteshaus seiner ursprünglichen Bestimmung zurück.

Wie Madiswil, so hat auch Kirchberg erst kürzlich eine umfangreiche Ortsgeschichte erhalten. *Michael Gerber*, der dort den historischen Baubestand behandelte, würdigt nun im neuen Kunstführer*** die *Pfarrkirche Kirchberg* zusammen mit den Gebäuden im historischen Pfarrbezirk. In der um 1506 anstelle einer Vorgängerkirche erbauten spätgotischen Saalkirche hat sich eine umfangreiche und qualitativ hochstehende Ausstattung erhalten, die teilweise noch aus der Erbauungszeit stammt (Taufstein, Sakramentshäuschen, Sakristeitüre, Fahnen- oder Tortschenhalter). Von besonderer Bedeutung sind die wertvollen Glasmalerien im Chor.

Vinzenz Bartlome

Jura

Die vorliegende Studie *La fabrique et le village: la Tavannes Watch Co (1890–1918)***** ist die leicht überarbeitete Fassung einer 1987 an der Universität Lausanne eingereichten Lizentiatsarbeit von *Christine Gagnebin-Diacon*. Im Zentrum der Untersuchung steht das paternalistische Verhältnis der Tavannes Watch Co (TWCo) und insbesondere des Firmengründers *Henri-Frédéric Sandoz* (1851–1913) gegenüber Arbeitern und Arbeiterinnen in den ersten Jahr-

* Christian Rümelin, Hubertus von Gemmingen: Die Pfarrkirche in Madiswil (= Schweizerische Kunstführer Nr. 591) Bern: Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, 1996. 24 S. ill.

** Zita Caviezel-Rüegg: Die Kirche von Kleinhöchstetten (= Schweizerische Kunstführer Nr. 592) Bern: Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, 1996. 32 S. ill.

*** Michael Gerber: Die Pfarrkirche Kirchberg, Kanton Bern (= Schweizerische Kunstführer Nr. 597) Bern: Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, 1996. 36 S. ill.

**** Christine Gagnebin-Diacon: *La fabrique et le village: la Tavannes Watch Co (1890–1918)*. (= Cahiers d'études historiques 2). Porrentruy: Cercle d'études historiques de la Société jurassienne d'Emulation, 1996. 134 S. ill.

zehnten der Firmengeschichte. Dabei konnte die Autorin auf kein Firmenarchiv zurückgreifen; als Quellen dienten ihr hauptsächlich Akten der Gemeinde Tavannes, des Regierungsstatthalters in Moutier und der Gewerkschaften, die Lokal-, Arbeitgeber- und Gewerkschaftspresse sowie nicht zuletzt die Auskünfte eines Nachfahren der Familie Schwob, die bei der Firmengründung als Kapitalgeber fungiert hatte.

Die Gründung der Tavannes Watch Co im Jahre 1890 ist Teil jener Expansionsbewegung ostwärts, die, von den Uhrmacherzentren La Chaux-de-Fonds und Le Locle ausgehend, im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert auch die Kantone Bern, Solothurn und Baselland erfasste. Das erste Kapitel der vorliegenden Studie befasst sich mit der Entstehung und dem rasanten Wachstum der Tavannes Watch Co. Im Jahre 1888 zählte das ländliche Bauerndorf Tavannes 1139 Einwohner, 1910 waren es bereits 2646. Verantwortlich für dieses explosionsartige Wachstum war die Tavannes Watch Co, die 1890 mit 60 Arbeitskräften ihren Betrieb aufnahm und zwanzig Jahre später 1000 Personen beschäftigte, die täglich 2500 Uhren produzierten. Der Erfolg der Marken «Tavannes» und «CYMA» lag im günstigen Preis bei einem hohen Qualitätsniveau. Erreicht wurde dies durch eine Produktion «à l'américaine» und weitgehend vertikale Integration, das heisst, die Uhren wurden maschinell durch billige ungelernte Arbeitskräfte komplett im eigenen Betrieb hergestellt.

Das zweite Kapitel ist dem Paternalismus des Firmengründers, dessen Sohn und den leitenden Angestellten der Tavannes Watch Co gewidmet. Überzeugend arbeitet die Autorin die mannigfachen Strategien der Firmenleitung heraus, der Belegschaft (und der Gemeinde) ein sorgender und strenger Vater zu sein. Die Mittel dazu in Stichworten: Übernahme von Ämtern in der Gemeinde, Hilfskasse, Wohnungsbau, Bereitstellung von Räumlichkeiten für die katholische Kirche, Gründung eines Kinderhorts und einer Berufsschule, Fabrikordnung, politische Beeinflussung der Arbeiterschaft, «Wohlfahrtsgebäude» (mit Bibliothek, Lesesaal, Duschen und Krankenstation) und so weiter. «La Sentinelle» bezeichnete Henri-Frédéric Sandoz im Jahre 1902 als «empereur de Tavannes Henri 1^{er}», ein Titel, der – das belegt Gagnebin-Diacon eindrucklich – durchaus gerechtfertigt war.

Im dritten und abschliessenden Kapitel wird ein Perspektivenwechsel vorgenommen und nach der Reaktion der Arbeiterschaft auf die paternalistische Firmenstrategie gefragt. Nachdem zwei Versuche 1901/04 und 1905/06 gescheitert waren, kam es in Tavannes erst 1911 zur Gründung einer Gewerkschaftssektion, die Bestand haben sollte. 1912 konnte die Sozialdemokratische Partei in Tavannes Fuss fassen, bereits 1913 gelang es ihr – gegen den erklärten Widerstand der Leitung der Tavannes Watch Co –, einen Gemeinderatssitz zu erringen. Erst während des Ersten Weltkrieges fand eine bescheidene Emanzipation der Arbeiterschaft vom Paternalismus der Tavannes Watch Co statt. Hintergrund dazu bildete einerseits die Vollbeschäftigung dank Kriegsproduktion der Tavannes Watch Co (vor allem Zünder) und andererseits die steigenden Lebensmittelpreise. Am Generalstreik beteiligte sich die Arbeiterschaft in Tavannes nicht.

«La fabrique et le village» ist in einem leicht lesbaren Stil geschrieben und mit einem aufschlussreichen Bildteil versehen. Im Rahmen der gesamten Studie fallen einige Ungenauigkeiten (zum Beispiel S. 28 über die Einführung einer Standardzeit in England) kaum ins Gewicht. Das Jahr 1918 ist ein naheliegender Schlusspunkt für diese Arbeit. Trotzdem würde man gerne wissen, wie sich das Verhältnis zwischen Tavannes Watch Co und Arbeiterschaft in den bewegten 20er und 30er Jahren entwickelt hat.

Jakob Messerli, Furtwangen

Obschon der Berner *Karl Viktor von Bonstetten* (1745–1832) zu den bedeutendsten Vertretern der Schweizer Literatur des ausgehenden 18. und frühen 19. Jahrhunderts gerechnet werden darf, ist das Andenken an ihn in seiner Vaterstadt verblasst, dies wohl nicht zuletzt darum, weil der Patrizier als Persönlichkeit schwer einzuordnen ist. Bei seinen Standesgenossen galt der offen zu seiner liberalen Haltung stehende Amtsträger des Ancien régime als Abtrünniger. Auch für die revolutionierte Schweiz der Helvetik und später für die Mediation liess er sich nicht gewinnen. 1798 verkaufte der ehemalige Landvogt von Nyon seine Liegenschaften in Bern und emigrierte nach Kopenhagen. 1803 übersiedelte er nach Genf. Mit den «Langweilern und Dummköpfen» in der Heimat mochte er «keinen Tag mehr... Umgang haben» (S. 299).

Aus Anlass der 250. Wiederkehr von Bonstettens Geburtstag haben *Doris und Peter Walser-Wilhelm*, die eine historisch-kritische Ausgabe der Briefkorrespondenzen vorbereiten, den vorliegenden Band zusammengestellt.* Er enthält praktisch sämtliche während der drei Italien-Aufenthalte entstandenen Briefe und Notizen des Schriftstellers. Die mit einer Ausnahme bisher unveröffentlichten Dokumente werden nicht in der französischen Originalsprache, sondern in einer modernen deutschen Übersetzung geboten, denn «*Italiam! Italiam!*»* richtet sich als Vorläufer der «Bonstettiana» an ein breites Publikum. Die Lektüre wird durch Vorbemerkungen zu den einzelnen Texten, einen Anmerkungsapparat und ein ausführliches Personen- und Ortsregister zusätzlich erleichtert. Das Herausgeberpaar hat die Italien-Thematik nicht ohne Grund gewählt. Zum einen beschäftigte sich Bonstetten im südlichen Nachbarland vor dem Hintergrund der antiken Klassik mit den Unterschieden zwischen den europäischen Kulturen, die ihn zeitlebens faszinierten. Zum anderen nahm er auf der Apenninhalbinsel deutlich den epochalen Umbruch wahr, der Europa im Gefolge der Französischen Revolution erfasste.

Die erste noch in die 40jährige Friedensperiode nach 1756 fallende Italien-Reise führte den Berner Patrizier 1773/74 von Mailand über Venedig und Rom nach Neapel und von dort über Florenz und Bologna nach Novara. Dem jungen Historiker Johannes (von) Müller erstattete er regelmässig Bericht. Die vertraulichen Briefe an den Schaffhauser Freund bilden den vielleicht lesenswertesten Teil des Buches. Sie zeigen Bonstettens vielfältige Interessen und geben seine Erlebnisse und Gedanken unzensuriert wieder. Die Wirtschaftsstruktur der verschiedenen Gegenden kommt ebenso zur Sprache wie die Liaison mit der Mailänder Bankiersgattin Tanzi oder die herbe Kritik – «ein rechter Scharlatan» (S. 142) – am Maler Füssli.

Das Winterhalbjahr 1802/03 verbrachte Karl Viktor von Bonstetten zusammen mit der dänischen Schriftstellerin Friederike Brun in Rom. Von der Ewigen Stadt aus bereiste er die nähere Umgebung mit dem Ziel, die Geschehnisse der «Aeneis» topographisch zu verifizieren. Im Bericht über die Exkursion nach Antium (Anzio) wird jedoch auch ersichtlich, wie sehr ihn die an der Küste Latiums herrschende Armut beeindruckte: «Island ist bewohnt, und dieses hesperische Paradies wird menschenleer. So viel mehr vermögen Gesetze als die Natur, dass, wo diese gut sind, der Mensch am Eismeer gedeiht, und wo sie [es] nicht sind, das wunderbare Vernunfttier im Füllhorn des Reichtums verhungert» (S. 225). Der Bonstetten begleitende Kunsthändler Wilhelm Friedrich Gmelin fertigte damals eine Reihe von Kupferstichen an, die in der Publikation abgebildet sind.

Vier Jahre später folgte der Weltbürger und Philosoph der Familie Brun unter dramatischen Umständen nach Rom und Albano. Der dritte und letzte Aufenthalt von 1807/08 im

* *Italiam! Italiam!* Ein neuentdeckter Karl Viktor von Bonstetten. Erstveröffentlichungen, hrsg., übersetzt und erläutert von Doris und Peter Walser-Wilhelm. Bern: Lang, 1995. 410 S. ill.

napoleonischen Italien wurde durch die Ehekrise von Friederike und das psychosomatische Leiden von Ida Brun überschattet, was in den Briefen Bonstettens an Jean-Charles-Léonard Simonde de Sismondi und Johannes von Müller seinen Ausdruck findet. Der Verfasser der «Voyage sur la scène des six derniers livres de l'Enéide» ging immer mehr auf Distanz zu seiner Freundin und brach schliesslich nach Neapel auf, musste aber, da er in der grossen Sommerhitze erkrankte, nach Albano zurückkehren. Eine Frucht dieser missglückten Reise ist die, vermutlich an den französischen Kaiser gerichtete, skizzenhafte Denkschrift über das besetzte Königreich Neapel, die den Berner als kritischen Beobachter seiner Gegenwart ausweist. Im Frühling 1808 verliess Karl Viktor von Bonstetten Rom ohne die Brun in Richtung Genf.

«Italiam! Italiam!» ist als Einladung zu verstehen, einen zu Unrecht vergessenen Kosmopoliten neu zu entdecken. Es lohnt sich, sie anzunehmen.

Andreas Fankhauser

Der Berner Lehrmittel- und Medienverlag hat zur Feier seines 100jährigen Bestehens unter dem *Titel Schule und Lehrmittel im Wandel* eine Festschrift* publiziert, die in mehreren Aufsätzen Rückschau hält auf einen interessanten Aspekt der bernischen Bildungspolitik. In knappen Zügen zeichnet *Francis Steulet* die institutionelle und personelle Entwicklung des Staatlichen Lehrmittelverlages. Die oft schwierige Entstehungsgeschichte der bernischen Lehrmittel vom Katechismus des frühen 19. Jahrhunderts bis zu den vielfältigen Lehrmitteln der Gegenwart skizziert *Hans Stricker* an zahlreichen Beispielen, die zeigen, wie in der Diskussion um die staatlichen Lehrmittel der gesellschafts- und bildungspolitische Wandel seinen ganz konkreten Ausdruck findet. *Jean-Pierre Wenger* gibt Einblick in die Arbeit der französischsprachigen Lehrmittelkommission vor hundert Jahren und vergleicht sie mit den heutigen Aufgaben. Das mit farbigen Abbildungen ansprechend illustrierte Heft bietet keine abgerundete Geschichte der bernischen Lehrmittelproduktion, die verschiedenen Aufsätze zeigen jedoch beispielhaft, wie facettenreich die Geschichte der Schulbücher, die ja das Wissen und die Kenntnisse von ganzen Generationen prägen, in den vergangenen hundert Jahren gerade im sprachlich, konfessionell und regional stark gegliederten Kanton Bern gewesen ist. Wenn man bedenkt, dass breite Schichten der bernischen Bevölkerung vor hundert Jahren dem Kanton Bern auf einer Schulwandkarte wohl zum ersten Mal in seiner ganzen Ausdehnung begegnet sind, dass sie ihr Wissen um fremde Staaten und Völker fast ausschliesslich aus Schulbüchern schöpfen, lässt sich die Bedeutung erahnen, welche den Lehrmitteln in einer Zeit zukam, als sich noch nicht jedermann täglich aus 60 Fernsehkanälen Informationen aus aller Welt in Bild und Ton auswählen konnte.

Vinzenz Bartlome

* Schule und Lehrmittel im Wandel 1896–1996. 100 Jahre Berner Lehrmittel- und Mediaverlag. Red.: Francis Steulet. Bern: Berner Lehrmittel- und Mediaverlag, 1996. 80 S. ill.

Seit hundert Jahren verwahrt das Bernische Historische Museum als Depositum der Eidgenossenschaft die Scheibenriss-Sammlung Wyss. Diese Sammlung des Berner Zeichners, Malers und Heraldikers Johann Emanuel Wyss (1782–1837) gehört zu den weltweit bedeutendsten und umfangreichsten Kollektionen dieser Art. Seit 1992 erarbeitete Rolf Hasler einen vollständigen Bestandeskatalog der Sammlung. Zum Abschluss dieser Katalogisierung zeigt das Historische Museum nun unter dem Titel «Einer Eidgenossenschaft zu Lob» eine Auswahl von rund einem Viertel dieser Entwürfe zu Schweizer Glasgemälden des 16. und 17. Jahrhunderts. Die Ausstellung, in der neben den Entwürfen vielfach auch die ausgeführte Scheibe zu sehen ist, wird durch einen Katalog* begleitet, der dem Leser eine erste Kostprobe der reichhaltigen Bildquellen bietet, welche die beiden Bände des Bestandeskataloges den Benutzern zugänglich machen.

In den Wappenscheiben und Glasgemälden fand die Eidgenossenschaft des 16. Jahrhunderts eine ihr gemässe Form der Selbstdarstellung, welche durch die zum Teil bis heute fortlebende, spezifisch schweizerische Sitte der Fenster- und Wappenschenkung grosse Verbreitung fand. So wird denn auch der Scheibenriss des 16. und 17. Jahrhunderts naturgemäss vor allem durch die Selbstdarstellung des Stifters und weniger durch den Ausdruckswillen des Künstlers geprägt. Beispiele für die Selbstdarstellung verschiedener Stiftergruppen (Stand Bern, Kollektive, Geistliche Würdenträger und Institutionen, private Stifter, die alten Orte) stehen daher im Zentrum der ersten Hauptabteilung der Ausstellung. Von besonderem Interesse ist dabei, wie es den unterschiedlichen Personen und Institutionen – von den Obrigkeiten der eidgenössischen Republiken bis zu den Vertretern der ländlichen Oberschicht – gelingt, in einer zunehmend monarchisch geprägten europäischen Umwelt – im Spannungsbogen zwischen dem eigenen Repräsentationswillen und der von andern geforderten «republikanischen Bescheidenheit» – eigenständige Formen der Selbstdarstellung zu finden.

Der «Schweizerscheibe» als Medium eidgenössischer Selbstdarstellung ist der zweite Teil der Ausstellung gewidmet, denn neben oder anstelle der stark normierten heraldischen Symbolik bieten die Glasgemälde auch Raum, um Alltagsszenen und Berufswelt darzustellen, aber auch persönliche und gesellschaftliche Wertvorstellungen und Leitbilder zum Ausdruck zu bringen. An fünf ausgewählten Aspekten (historisch-patriotische Motive; Frauenbilder; Handel, Wirtschaft und Beruf; Leitbilder; Lebens- und Todesbilder) zeigt die Ausstellung die Bedeutung der Scheibenrisse als inhaltvolle Quelle für die Alltags- und Mentalitätsgeschichte. Flankiert werden die beiden Hauptabteilungen der Ausstellung durch eine Einführung, welche Johann Emanuel Wyss und seine Sammlung vorstellt, und einen abschliessenden Teil, der den Reissern und Glasmalern gewidmet ist.

Vinzenz Bartlome

Das Kunstmuseum Bern zeigte 1995 in der Ausstellung *«Im Schatten des Goldenen Zeitalters – Künstler und Auftraggeber des bernischen 17. Jahrhunderts»*** eine Zusammenstellung von über 250 Werken zur bildenden Kunst und Architektur Berns aus dem 17. Jahrhundert. Der

* «Einer Eidgenossenschaft zu Lob». Entwürfe zu Schweizer Glasgemälden des 16. und 17. Jahrhunderts. Die Scheibenriss-Sammlung Wyss. [Ausstellungskatalog, Red.: Rolf Hasler]. Bern: Bernisches Historisches Museum, 1996. 124 S. reich ill.

** Im Schatten des Goldenen Zeitalters. Künstler und Auftraggeber im bernischen 17. Jahrhundert, hrsg. von Georges Herzog, Elisabeth Ryter, Johanna Strübin Rindisbacher und dem Kunstmuseum Bern. Bern: Kunstmuseum, 1995. Band I: Katalog. 334 S. ill. Band II: Essays. 405 S. ill.

zweibändige Katalog erschien leider verspätet, so dass der Besucher zuerst mit einer Zeitungsbeilage von teilweise zweifelhafter Qualität vorlieb nehmen musste. Band I enthält den eigentlichen Katalog, in welchem sämtliche Ausstellungsgegenstände im Bild wiedergegeben sind. Die Werkbeschreibungen halten sich durchwegs auf hohem Niveau und bieten Informationen über Künstler, Besonderheiten der angewendeten Technik, die Besitzergeschichte und den Zustand des Gegenstandes sowie erste Ansätze zur Deutung. Leider ist in einzelnen Fällen die Qualität der Reproduktion ungenügend. So verschwimmt die Wiedergabe eines Kartenentwurfs aus den frühen zwanziger Jahren des 17. Jahrhunderts (Kat.-Nr. 227) in einförmigem Grau, obwohl ihm im Text eine «erstaunliche Lesbarkeit und Klarheit der Darstellung» (S. 282) attestiert wird. Vermutlich aus finanziellen Gründen konnten nur 12 Tafeln in Farbe wiedergegeben werden. Gerade diese Beispiele dokumentieren, dass die Schwarzweissabbildungen die Wirkung der farbigen Bilder nur unvollkommen wiedergeben können. Für einzelne Stücke ist die Wiedergabegrösse zu klein. Dies gilt beispielsweise für die sogenannte Berner Kebes-Tafel (Kat.-Nr. 153), der *Sandor Kuthy* im zweiten Band eine besondere Abhandlung widmet. Gesamthaft gesehen weist der Katalogband wegen der beigegebenen Texte und der grossen Zahl an Abbildungen einen hohen Informationsgehalt auf.

Der zweite Band enthält eine Essaysammlung, die verschiedene Aspekte der Ausstellung näher beleuchtet. *Barbara Braun-Bucher* erläutert einleitend den Bildungshintergrund der Auftraggeber aus dem bernischen Patriziat. *Regula Ludi* zeigt anschliessend an Hand der Wappenmalerei die sozialgeschichtlichen und politischen Hintergründe der Zeit auf, die sie mit den Begriffen Oligarchisierung, Machtkonzentration und Annäherung an den absolutistischen Staatsbegriff umschreibt. In diesem Zusammenhang waren Wappenkunde und Ahnenforschung keine blosser Liebhaberei, sondern trugen zu Identität und Status einer Familie bei und halfen mit, die ursprünglich bürgerliche Herkunft vieler Patrizier vergessen zu machen. *Hans Rudolf Reust* weist darauf hin, dass auch die Porträts, die weitaus zahlreichste Bildgattung im damaligen Bern, vorwiegend zur genealogischen Legitimation sowie zur Darstellung der sozialen Stellung dienten. Es interessierte weniger die Charakterisierung eines einzelnen Menschen, vielmehr ist eine grosse Stereotypie der Posen und Attribute festzustellen, die eine gewisse Serienhaftigkeit der Porträts unterstreicht. Ausnehmend beliebt waren im bernischen Patriziat um die Mitte des 17. Jahrhunderts auch die Stilleben, die, wie *Georges Herzog* darlegt, dem Selbstverständnis der Führungsschicht als «adlige Landbesitzer» besonders entgegenkamen. Derselbe Autor berichtet in einem weiteren Beitrag über die bildkünstlerische Ausstattung des Schlosses Oberdiessbach. Sie unterliegt wie die von *Monique Fontannaz* untersuchten Bauten der Waadtländer Familie Loys starkem französischem Einfluss. Gleichzeitig wird damit auch eine Differenzierung in der zuweilen allzu homogen erscheinenden Schicht der patrizischen Auftraggeber angedeutet. Eine besondere Form der Innenausstattung bildet auch der Gemäldezyklus von Joseph Werner zum Thema des berühmten Spionagefalls um Katharina Perregaux-von Wattenwyl, welchen *Therese Bhattacharya-Stettler* untersucht. *Johanna Strübin Rindisbacher* und *Oskar Bächtli* zeichnen schliesslich die Lebenswege, das Selbstverständnis und die künstlerische Ausrichtung von drei bernischen Künstlern des 17. Jahrhunderts nach (Joseph Plepp, Joseph Werner, Wilhelm Stettler). *Marie-Theres Bächtli* schildert die verschiedenen Typen von topographischen Darstellungen, die von gedruckten Stadtansichten (Matthäus Merian) über Planveduten als Hilfsmittel für die Verwaltung bis zu den bekannten Bildern bernischer Landsitze und Schlösser von Albrecht Kauw reichen.

Hans Christoph von Tavel befasst sich mit den im 17. Jahrhundert relativ seltenen Staatsaufträgen an Künstler zur Selbstdarstellung Berns. Zuvorderst ein Arbeitsinstrument für Regierung und Verwaltung waren dagegen die zahlreichen Befestigungsprojekte und die in obrigkeitlichem Auftrag angefertigten Karten Berns, über die *Stuart Morgan* und *Thomas Klöti*

berichten. Doch können auch hier Selbstverständnis, Anspruch und Grenzen des bernischen Staats und seiner Führungsschicht abgelesen werden.

Der Katalog «Im Schatten des Goldenen Zeitalters» wird für die (kunst-)historische Forschung auch nach dem Ende der Ausstellung zweifellos ein wichtiges Arbeitsinstrument bilden, nicht zuletzt, weil die verschiedenen Autorinnen und Autoren viel neues Quellenmaterial verarbeitet haben. *Elisabeth Ryter* hält in der Einleitung fest, dass die bernischen Künstler des 17. Jahrhunderts durchaus eigenständige Werke hervorgebracht hätten. Die künstlerische Produktion in Bern verdiene es deshalb, «aus dem Schatten des niederländischen und französischen Goldenen Zeitalters herauszutreten» und «als eigenständige Epoche betrachtet zu werden» (S. 13). Es bleibt zu hoffen, dass in Zukunft nicht nur die Kunsthistoriker, sondern auch die Historiker dem so oft vernachlässigten 17. Jahrhundert in Bern und der Eidgenossenschaft mehr Beachtung schenken werden.

Niklaus Bartlome

«Bernische Architekturzeichnungen sind eine Welt für sich», behaupten die Herausgeber *Thomas Lörtscher* und *Georg Germann* im Vorwort zum Katalog der Ausstellung*, die bernische Architekturzeichnungen des 18. Jahrhunderts 1994/95 im Bernischen Historischen Museum zeigte. Tatsächlich eröffnen die 271 beschriebenen Pläne, Grundrisse, Aufrisse, Ansichten und Modelle einen umbauten Raum, der den antiken Prinzipien der «firmitas», «utilitas» und «venustas» folgt: «währschaff», «nuzlich» und «schön» erscheinen die ausgearbeiteten Neubau- und Umbauprojekte für das Bern des 18. Jahrhunderts, wobei allerdings die Realisierung – wenn es überhaupt dazu kam – infolge der obrigkeitlichen Sparsamkeit manchmal mehr zum Währschaften und Nützlichen als zum Schönen tendierte. Doch immerhin entstanden in jener Zeit einige Bauten, die zu den prächtigsten ihres Typs gehören: Das Burgerspital, von welchem als seltenem Fall die Ausführungspläne erhalten sind, das Grosse Kornhaus – Hauptwerk des bernischen Hochbarocks – oder der viel bewunderte Aargauerstalden.

Der Katalog dokumentiert auf 280 grossformatigen Seiten eine Auswahl des Planmaterials aus den Beständen des Museums, des Staatsarchivs, der Burgerbibliothek und des Stadtarchivs sowie weiterer Leihgeber zu Gebäuden des Staates, der Kirche und Privater, zu Ingenieurbauten wie Flusskorrekturen, Verkehrswegen und Stadtbefestigungen und als Ausklang zu Architekturphantasien wie einem Feuerwerksprojekt oder einem Tempel der Wissenschaften und Künste. Die Projekte betrafen in erster Linie die Stadt Bern, ferner Orte des deutschen und welschen Kantonsteils sowie Solothurn (St.-Ursen-Kathedrale) und Neuenburg. Die Werkbeschreibungen stammen vorwiegend von jüngeren Forscherinnen und Forschern, die sich im Rahmen universitärer Arbeiten mit den betreffenden Architekten bereits befasst haben; den Hauptanteil liefern *Thomas Lörtscher*, *Dieter Schnell* und *Christoph Schläppi*.

Diesem aufwendigen Kommentar vorangestellt sind auf gut 80 Seiten neun Essays zu den Hintergründen bernischen Planens und Bauens im 18. Jahrhundert. *Ulrich Im Hof* skizziert auf engstem Raum Berns wirtschaftliche, soziale und politische Verhältnisse zwischen Reformation und Revolution. *Bernard Reymond* fragt, weshalb gerade das 18. Jahrhundert das «Goldene Zeitalter» des protestantischen Kirchenbaus war, und erkennt in der Heiliggeistkirche den Ausdruck der Würde des protestantischen Bekenntnisses. Ein Pendant

* «währschaff, nuzlich und schön». Bernische Architekturzeichnungen des 18. Jahrhunderts. Katalog der Ausstellung im Bernischen Historischen Museum, 21. Oktober 1994 bis 29. Januar 1995. Hrsg. von Thomas Lörtscher unter Mitwirkung von Georg Germann. Bern: Bernisches Historisches Museum, 1994. 405 S. ill.

staatlichen Prestiges war das bereits erwähnte Kornhaus, dessen Bedeutung für die städtische Versorgungspolitik *Martin Körner* erhellt. *Claudia Hermann* bietet eine Übersicht über die Entwicklung der Spitäler, die vor 1800 primär Fürsorgeinstitutionen waren, zwar Klosteranlagen zum Vorbild hatten, sich aber allmählich von der Kirche lösten und grosszügige Neubauten an peripherer Lage erhielten.

Im Gegensatz dazu gehörten die militärischen Projekte eigentlich einer bereits vergangenen Epoche an, wie *Dereck C.E. Engelberts* darlegt. Die Weiterentwicklung der Artillerie beraubte konventionelle Fortifikationen ihrer Wirkung und führte zu Riesenprojekten, die angesichts der anhaltenden Friedenszeit schon aus Kostengründen utopisch waren. Einem weniger beachteten Gebiet widmet sich *Daniel L. Vischer*: der Wasserbaukunst, die erst eine vielfältige Nutzung der Gewässer ermöglichte. So waren die Flüsse noch lange bequemere Verkehrswege als die Strassen, dienten der Ver- und Entsorgung, ermöglichten den Transport von Holz und trieben Mühlen aller Art an. Während der Kanalbau nach holländischem Muster bald aufgegeben wurde, intensivierte sich der Bau von Schwellen zur Regulierung der Wassermassen. Das grösste bernische Unternehmen war die Korrektur der Kander 1711–1714.

Die Beiträge von *Anja Buschow Oechslin* und *Paul Hofer* richten den Blick auf ästhetische Qualitäten. Während die Behörden im Bauwesen insgesamt eine inkonsequente, ja konzeptlose Politik betrieben und Idee und Wirklichkeit der Stadtverschönerung auseinanderklafften (S. 70), zeigt sich am einzelnen Bauwerk wie etwa dem Stiftsgebäude die vollendete Architektursprache des bernischen Spätbarocks. Ernüchternd wirkt dagegen *Hans-Anton Ebeners* Feststellung, dass Bauen Geld kostet. Die seit dem 16. Jahrhundert recht vollständig erhaltenen Landvogteirechnungen erlauben eine detaillierte Zusammenstellung der bernischen Bauaufwendungen, die erheblichen Schwankungen unterlagen.

Den Band beschliesst ein Anhang; darin ist über die Architekten viel verstreutes Material zu Kurzbiographien zusammengetragen worden. Neben den üblichen Verzeichnissen fehlt leider ein Verzeichnis der einzelnen Bauten.

Das Dargebotene als «etwas Vorläufiges» zu nehmen, bitten die Herausgeber. Das fällt schwer. Zweifellos wird die spezialisierte Forschung die Texte und Erläuterungen als Bestandsaufnahme begreifen und einmal darüber hinwegschreiten; doch für die allgemein interessierte Leserschaft wird der stattliche Band mit seinen 9 farbigen und 338 schwarzweissen, zum Teil ganzseitigen Abbildungen wohl auf lange Zeit das sein, was der Titel schon von seinem Gegenstand verspricht.

Emil Erne